cusanus hochschule

WORKING PAPERS

Silja Graupe

Geld als Denkzwang?

Auswege aus dem Gefängnis der Ökonomie

Working Paper Serie der Institute für Ökonomie und für Philosophie
Nr. 20
03 2016

Cusanus Hochschule | Postfach 1146 | 54461 Bernkastel-Kues | www.cusanus-hochschule.de

Geld als Denkzwang?

Auswege aus dem Gefängnis der Ökonomie

Silja Graupe

Institut für Ökonomie

Cusanus Hochschule

März 2016

Abstract

Im Folgenden wird untersucht welche Antworten die Wirtschaftswissenschaften auf die Frage geben, welchen Einfluss das Geld in der Gegenwart auf unser Denken und Handeln ausübt. Dabei wird deutlich, dass der Mainstream der Wirtschaftswissenschaften das Geld als einen Denkzwang stets voraussetzt und so Menschen nicht befähigen kann, diese Denklogik zu überwinden. Schlussfolgernd werden u.a. mit Rekurs auf ausgewählte Philosophien Erkenntniswege aufgespürt, um die in den Wirtschaftswissenschaften implizierten Bewusstseinsformen systematisch zu vertiefen und ihre Grenzen aufzusprengen.

Keywords: Geldlogik, Wirtschaftswissenschaften, Erkenntnistheorie, ökonomischer Mainstream, Marktlogik, wirtschaftliches Handeln, ökonomische Standardlehre

JEL categories: A12, B13, B21, B25, B40, B53

1 Hinführung

Are we entirely trapped? Sind wir in der Logik des Geldes gefangen? Mit diesen Fragen brachte Richard Seaford während des Symposiums ‚Geld als Denkform' , das im Mai 2015 an der Cusanus Hochschule abgehalten wurde, eine wesentliche Problematik der Gegenwart auf den Punkt. Können wir uns der alles dominierenden Logik des Geldes entziehen? Vermögen wir dem bestimmenden Einfluss, den das Geld in der Gegenwart auf all unser Denken und Handeln ausübt, etwas entgegenzusetzen? Und wenn ja, auf welche Weise?

Im Folgenden untersuche ich zunächst, welche Antworten die Wirtschafts-wissenschaften auf diese Fragen prinzipiell geben. Dabei wird deutlich werden, dass der Mainstream dieser Wissenschaften lediglich Formen des menschlichen Bewusstseins schult, die das Geld als einen Denkzwang stets voraussetzen und deswegen Menschen nicht zum Entschluss, diesen zu überwinden, befähigen können. Im Gegenteil zementieren sie diesen Zwang wie unsichtbare Mauern eines Gefängnisses immer fester. Darauf aufbauend werde ich nach Erkenntniswegen suchen, um die in den Wirtschaftswissenschaften implizierten Bewusstseinsformen systematisch zu vertiefen und ihre Grenzen aufzusprengen.

2 Der Denkzwang des ökonomischen Mainstreams

Folgender Abschnitt ist dem wohl einflussreichsten ökonomischen Lehrbuch aller Zeiten entnommen, den *Economics* von Paul A. Samuelson. Er markiert den Ausgangspunkt der Ökonomie als Wissenschaft, wie sie seit Jahrzehnten weltweit gelehrt wird (vgl. Graupe 2015):

> "In a country like the United States, most economic decisions are resolved through the market, *so we begin our systematic study there*. Who solves the three fundamental questions – what, how and for whom – in a market economy? You may be surprised to learn that no one individual or organization or government is responsible for solving the economic problems in a market economy. Instead, millions of businesses and consumers engage in voluntary trade, tending to improve their own economic situations, and *their actions are invisibly coordinated by a system of prices and markets*". (Samuelson/Nordhaus 2005, 26, meine Hervorhebung.)

In der Standardökonomie, so wird hier deutlich, setzt jegliche Form wissenschaftlicher Reflexion über die Wirtschaft erst ein, *nachdem* die Existenz von Märkten als ihre unveränderliche Grundlage bereits anerkannt ist.

> „Der ökonomische Ansatz setzt die Existenz von Märkten voraus, die mit unterschiedlichen Graden der Effizienz die Handlungen verschiedener Teilnehmer – Individuen, Firmen oder gar Nationen – koordinieren, so dass ihr Verhalten wechselseitig vereinbar wird",

so formuliert es der Nobelpreisträger Gary S. Becker (Becker 1990, 5). Damit wird die Existenz des *Geldes* als (alleinige) Form der Vergesellschaftung, d.h. der

Koordination menschlicher Handlungen Menschen untereinander, ebenfalls als gegeben angenommen.

> „Preise und andere Instrumente des Marktes sorgen für die Allokation knapper Güter innerhalb einer Gesellschaft und beschränken auf diese Weise die Bedürfnisse der Teilnehmer und koordinieren ihre Handlungen" (ebenda).

Wer aber ‚Preise' sagt (oder schreibt), der kann nicht anders, als ‚Geld' mitzudenken. Dies geschieht gleichwohl stillschweigend, d.h. auf der Ebene unbewusster Voraussetzungen: Ökonomen sollen auf der Grundlage des Geldes über sämtliche wirtschaftlichen (bzw. im Falle Gary Beckers und dessen ökonomischem Imperialismus *alle* menschlichen) Handlungen nachdenken, ohne jedoch diese Grundlage selbst in den Blick und damit in den Fokus wissenschaftlicher Erklärung zu rücken. Anders gesagt, soll unser bewusster Verstand erst einsetzen, nachdem er das Geld bereits als gegebenes und nicht weiter zu erklärendes Phänomen akzeptiert hat.

Ich möchte diese Einsicht ein wenig näher beleuchten. Dafür wende ich mich dem Werk Joseph Schumpeters zu:

> „Überblicken wir irgendeine Volkswirtschaft, so finden wir jedes Wirtschaftssubjekt im Besitze bestimmter Quantitäten bestimmter Güter. Am Boden unserer Disziplin liegt nun die Erkenntnis, dass all diese Quantitäten, welche wir kurz ‚ökonomische Quantitäten' nennen wollen, in gegenseitiger Abhängigkeit stehen, in der Weise, daß die Veränderung einer derselben, eine solche aller nach sich zieht. Das ist eine einfache Erfahrungstatsache, die so sehr auf der Hand liegt, daß sie kaum einer Erörterung bedarf". (Schumpeter 1998, 28, meine Hervorhebung)

Viele Formen wirtschaftlichen Handelns sind uns heutzutage selbstverständlich. Sie sind uns gleichsam zu nah, um im Alltag überhaupt noch unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Doch könnte (oder wie ich später argumentieren werde: müsste) es Aufgabe gerade der Wirtschaftswissenschaft sein, uns angesichts dieses Nahen und Selbstverständlichen wieder in Erstaunen und Verwunderung zu versetzen, um uns so aus unseren gewohnten Bahnen zu reißen. Warum können wir Dinge besitzen? Warum erscheinen sie uns als Quantitäten bestimmter Güter? Doch anstatt im Alltäglichen das wahrhaft Fragwürdige aufzuspüren, fordert Schumpeter – und mit ihm der ökonomische Mainstream –, dieses Alltägliche unhinterfragt als Grundlage aller wissenschaftlichen Reflexion zu akzeptieren und damit zu verfestigen. Jegliches Fragen nach dem Wie und Warum des ‚normalen' wirtschaftlichen Handelns wird kategorisch abgelehnt: Schumpeter verbannt die

> „volle Erklärung des ‚wirtschaftlichen Handelns' […], das heißt, eine Auskunft darüber, worin das Wesen des menschlichen Handelns und speziell des wirtschaftlichen besteht, wie die wirtschaftlichen Ideen und Gewohnheiten zu erklären sind usw." (ebenda, 30)

aus der Ökonomie als ‚reiner Wissenschaft'.

> „Gewiß sind z.B. die Preise Resultate ‚wirtschaftlichen Handelns'. Aber der entscheidende Punkt ist, daß wir dieselben auf Grund gewisser formaler Annahmen behandeln, gleichsam an sich und ohne in das, worauf sie weiterhin basieren, einzugehen, daher nicht genötigt sind, uns mit dem wirtschaftlichen Handeln des näheren zu beschäftigen." (ebenda)

Schumpeter fordert hier ausdrücklich, dass die Ökonomie als Wissenschaft uns über die „einfachen Erfahrungstatsachen" der Wirtschaft nicht aufklären, sondern diese stillschweigend zum Ausgangspunkt allen bewussten Nachdenkens erheben soll. Auf diese Weise verhängt er einen Reflexionsstopp: Dasjenige, *womit* die Wirtschaftswissenschaft über Wirtschaft nachdenkt, wird zwar irgendwie als ‚alltäglich' und ‚erfahrungsbasiert' eingestuft, bleibt als solches aber dunkel und vage.

Konkret zielt dieser Reflexionsstopp, wie die weitere Lektüre von Schumpeter deutlich macht, auf jegliche genauere Kenntnis der Tauschrelation:

> „Wenn wir nun also an die Aufgabe herantreten, jene Abhängigkeitsverhältnisse, von denen wir sprachen, zu beschreiben, so fällt uns eine bereits fertige Relation zwischen den ökonomischen Quantitäten in die Augen: der Preis, oder besser die Tauschrelation. Nahezu alle Güter stehen in dieser Beziehung zueinander. In einer vollkommenen Verkehrswirtschaft steht jedes Gut in jedem gegebenen Zeitpunkte in einer festen Tauschrelation zu allen anderen, kann, anders ausgedrückt, um einen bestimmten Preis gekauft und verkauft werden. […] Der Tausch bildet also sozusagen die Klammer, welche das ökonomische System zusammenhalten oder, mit einem anderen Bilde, dessen Leitungsdrähte." (ebenda, 49)

Die Wirtschaftswissenschaft versucht, ein vollständiges System wissenschaftlicher Erklärung *auf der Basis* von Tauschrelationen zu basieren, ohne in deren Tiefe selbst einzudringen. Damit wird selbst eine so banale Erkenntnis, dass diese Relationen die Existenz des Geldes immer schon *voraussetzen*, unmöglich. Als Vorbedingung des Tausches soll uns das Geld zu ‚alltäglich', zu nahe, zu selbstverständlich sein, als dass wir es in den Fokus bewussten Nachdenkens rücken könnten. Damit müssen wir auch gesellschaftliche Alternativen zu dieser Geldverwendung, wie sie in unserer alltäglichen Erfahrung gegeben sind, aus unserem Blickfeld verbannen. Denn haben wir den Tausch erst einmal zum Ausgangspunkt *aller* bewussten Reflexion erhoben, dann muss uns alles menschliche Handeln zwangsläufig so erscheinen, *als ob* es Tausch sei – unabhängig davon, ob dem so *ist*:

> „Aber die Tauschrelation ist nicht immer vorhanden [...]. Um nun trotzdem nicht auf dieses schon bereitliegende Werkzeug oder auf Allgemeingültigkeit unserer Resultate verzichten zu müssen, wollen wir es auch dort ergänzen, wo es fehlt, indem wir alles wirtschaftliche Handeln als Tausch auffassen und annehmen, daß auch dort, wo keine Tauschrelationen vorhanden ist, die Wirtschaft ebenso abläuft, wie wenn eine solche vorhanden wäre." (ebenda, 49f.)

Und:

> „Jedes Handeln, auch das des isoliert gedachten Einzelnen oder das des ausnahmsweise in Vereinzelung handelnden Gesellschaftsmenschen ist ein Tauschen. Man tauscht durch das Handeln einen weniger befriedigenden Zustand gegen einen besser befriedigenden Zustand ein",

formuliert Ludwig von Mises, einer der Hauptvertreter der österreichischen Schule der Nationalökonomie (zitiert in Brodbeck 2009, 699). Damit ist, um es nochmals zu betonen, keine objektive Aussage über das Verhalten von Menschen getroffen, sondern eine Forderung an unser Bewusstsein gestellt: Unsere ökonomische

Erkenntnis wird all ihrer möglichen Vielfalt beraubt, insofern sie erklärtermaßen nur noch auf einer bestimmten Erfahrung fußt, diese aber selbst nicht nur im Dunkeln belässt, sondern auch radikal vereinseitigen soll.

Eine ähnliche Denkfigur findet sich bei Léon Walras, einem der Begründer der neoklassischen Theorie. In seinen *Éléments d'économie politique pure* formuliert der französische Ökonom eine klare Anleitung, wie sich unser Denken auf der Basis der genannten radikalen Vereinseitigung konstituieren soll. Hierfür fordert er zunächst, sich den (geldförmigen) Tausch als die einzig relevante ökonomische Erfahrung in Erinnerung zu rufen:

> "All of us in our daily life make exchanges by a series of special acts known as purchases and sales. Some of us sell land or the use of land, or the fruits thereof; some sell houses, or the use of houses, some sell at retail industrial products [...]. All receive money in return. With this money, we buy now bread, wine and meat; now clothes; now shelter [...]." (Walras 1954, 68)

Zugleich sollen wir annehmen, dass solche Formen des Austausches allein auf Märkten ausgeführt werden können, sodass der Wert eines jeden Gutes in Geldeinheiten pro Quantitätseinheit formulierbar wird – „wheat is worth 24 francs a hectolitre". (Ebenda) Doch anstatt sich über diese Preisbildung zu verwundern und nach einer tieferen Erklärung zu streben, fordert Walras, sie schlicht als *natürliches Phänomen* zu betrachten, *ohne* ihren Ursprung zu erforschen.

> "Thus any value in exchange, once established, partakes of the character of a natural phenomenon, natural in its origins, natural in its manifestations and natural in essence." (ebenda)

Sodann sollen wir all unser ökonomisches Denken auf diesem ‚natürlichen' Fundament errichten – und zwar in Form des rein *mathematischen* Denkens.

> "Value in exchange is thus a magnitude, which, as we now see, is measurable. If the object of mathematics in general is to study magnitudes of this kind, the theory of value in exchange is really a branch of mathematics which mathematicians have hitherto neglected and left undeveloped." (ebenda, 70)

Ebenso wie die „reine Mechanik" soll die „reine Ökonomie" die Erfahrung überschreiten, „sobald sie ihre grundlegenden Kategorien aus dieser gewonnen hat":

> "From real-type concepts, these sciences abstract ideal-type concepts which they define, and then on the basis of these definitions they construct a priori the whole framework of their theorems and proofs. After that they go back to experience not to confirm but to apply their conclusions". (ebenda, 71)

Zu exakt dieser Denkbewegung leiten bis heute die ökonomischen Standardlehrbücher an: Auf der Basis vager Appelle an alltägliche Erfahrungen im Rahmen des geldförmigen Warentauschs wird die Aufmerksamkeit der Studierenden binnen weniger Seiten auf rein quantitätsförmige Beziehungen (vornehmlich zwischen Gütern und Preisen) gelenkt, um diese sodann unverzüglich einer mathematischen Beschreibung und weiterhin immer umfänglicher und komplizierter werdenden, stets aber streng abstrakten Analysen zu unterziehen.

Allein diese Analysen lernen die Studierenden bewusst zu vollziehen. Doch *wie* und *warum* und auf *welcher Grundlage* sie dies tun, und wie diese Grundlage in Beziehung zu ihrem Erfahrungswissen steht – darüber lernen sie nichts. Allein *stillschweigend* werden sie dazu verleitet, den geldförmigen Tausch als fundamentales Gesetz *all* ihrer Verstandestätigkeit zu akzeptieren und damit zur Basis jeglicher bewussten Vorstellung zu machen. Folglich aber lernen sie nur, *mit* und *in* diesem Tausch, niemals aber *über* ihn zu denken – geschweige denn über das Geld, das diesen Tausch vermittelt.

Zusammenfassend gesagt, liegt also einem Großteil der ökonomischen Reflexion der geldförmige Tausch als „einfache Erfahrungstatsache" immer schon zugrunde; er ist ihr eigentlicher Grund, ihre Voraussetzung und Bedingung, nicht aber ihr Gegenstand. Da hilft es auch nicht, wie etwa Schumpeter es tut, sich auf dieser Basis zu einem späteren Zeitpunkt explizit der Erklärung des Geldes zuzuwenden. Man begegnet auf diese Weise stets nur sich selbst, genauer: den eigenen, bereits getroffenen, gleichwohl vergessenen Voraussetzungen des Denkens. So wundert sich Schumpeter etwa, nachdem er auf der Basis der Tauschrelation seine Preis- und Gleichgewichtstheorien begründet hat, dass sich aus diesen Theorien notwendig die Existenz eines „Erwerben(s) von Gütern lediglich zum Zwecke des weiteren Tauschs" (Schumpeter 1998, 274) ergäbe. Und weiterhin: „Fragen wir uns, was dem, was wir soeben ableiteten, in der Wirklichkeit entspreche, so lautet die Antwort: Das Phänomen des Geldes. Nun, das ist nicht wenig. Da haben uns die steilen Pfade der Theorie in der Tat zu einem schönen Aussichtspunkte geführt" (ebenda, 276).

> „Und wirklich könnte die Sache hier vom Standpunkte des Theoretikers kaum zufriedenstellender sein. Unser System ergibt sich ganz von selbst, ohne jeden Kunstgriff und ohne Herbeiziehung neuer Momente; eine erschöpfende und befriedigende Erklärung einer wichtigen wirtschaftlichen Erscheinung, welche so treffend und klar ist, daß kaum etwas zu fragen übrig bleibt, einer Erscheinung, welche Gegenstand vieler Spekulationen war, ja vielleicht der älteste Bestandteil der Ökonomie ist, ohne daß man zu gesicherten Resultaten gekommen wäre." (ebenda)

Das Beispiel Schumpeters macht deutlich, wie leicht es Ökonomen fällt, den Ursprung ihres wissenschaftlichen Denkens in den „einfachen Erfahrungstatsachen" zu vergessen, um diese Tatsachen gleich wieder erstaunt als Resultat dieses Denkens hervorzuzaubern wie ein Kaninchen aus dem Hut.[1] Doch handelt es sich um ein zirkuläres Argument: Man behauptet etwas, das man eingangs bereits stillschweigend vorausgesetzt hatte. Entscheidend ist, dass sich dieses ‚etwas' dabei in der Erkenntnis wesentlich verändert: Gilt im Ausgangspunkt des wirtschaftswissenschaftlichen Denkens das Geld noch als ein zwar grundlegendes, nicht aber konkret begriffenes und zumindest prinzipiell veränderliches Phänomen unserer Erfahrung, so nimmt es am Ende der wissenschaftlich-mathematischen Reflexionskette die Gestalt einer *unentbehrlichen Tatsache* an (vgl. ebenda, 282) eine Tatsache, die sich weder aus Erfahrung noch aus gesellschaftlichen Zusammenhängen, sondern „aus den

1 Schumpeter schreibt gar, dass er die Richtigkeit seiner Erkenntnisse über das Geld eben nicht dem Alltag entnehme, sondern aus „tieferen, verborgeneren Quellen" ableite (vgl. ebenda, 279).

technischen Notwendigkeiten des Mechanismus des Marktes“ erklären soll (vgl. ebenda, 275) Die Wurzeln der eigenen Verstandestätigkeit vergessend vollzieht sich ein Perspektivenwechsel; und vom neuen Standpunkt aus muss der Tausch als ‚Markt‘ im Sinne eines unveränderlichen *Mechanismus*, als *Maschine* und das Geld – je nach ökonomischer Theorierichtung – als wesentliches oder unwesentliches Element dieses Mechanismus (Stichwort „Öl in der Maschine“) gelten.

Warum aber sich dieses Bild wie zwangsläufig ergibt, bleibt, wie gesagt, im Dunkeln. Den Grund ihres eigenen Standpunkts ignorierend erscheint den Ökonomen die Wirtschaft (oder gar die Welt im Ganzen) von einer ‚unsichtbaren Hand‘ gelenkt, ohne zu verstehen, aus welchen vergessenen Quellen ihre eigene Erkenntnis wie von Geisterhand zuallererst zu dieser Weltsicht (und nur zu dieser!) bewegt wird.

Vor diesem Hintergrund lässt sich meine Eingangsfrage nur auf eine Weise beantworten: Ja, folgen wir dem ökonomischen Mainstream, so scheinen wir in Tausch und Geld gefangen. Diese Gefangenschaft zeigt sich darin, dass wir von uns selbst, von den Quellen unserer eigenen Erkenntnis nichts (mehr) ahnen; wir sollen uns über unsere eigenen wirtschaftlichen Erfahrungen nicht aufklären können. Vor diesem Hintergrund muss uns die Welt nur noch als von Sachzwängen beherrscht erscheinen.

3 Die Umkehr des Denkens

Im Folgenden möchte ich aufzeigen, dass diese ernüchternde oder gar erschreckende Antwort keineswegs die einzig mögliche darstellt. Dafür schlage ich vor, den Weg unseres Denkens im Vergleich zum ökonomischen Mainstream *umzukehren*: Letzterer verleitet dazu, sich eilends vom eigentlichen Erfahrungsursprung wissenschaftlicher Erkenntnis wegzubewegen, bzw. ihn überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen. Blitzschnell verlockt er dazu, die Grenze zwischen den Walrasianischen ‚real-type concepts‘ und ‚ideal-type concepts‘ zu passieren, ohne je ein klares Bild über erstere gewonnen zu haben. Fortan fordert er dazu auf, sich nur noch in abstrakt-mathematischen Zusammenhängen zu bewegen, ohne diese auch nur annähernd als *Scheinwelten* entlarven zu können.

Demgegenüber rege ich an, sich nicht immer weiter von den ‚einfachen Erfahrungstatsachen‘ im Grunde allen ökonomischen Wissens zu entfernen, sondern umgekehrt in deren eigentliche Tiefe vorzudringen. Ins Methodische gewendet meint dies, tiefer in den von Ökonomen (bewusst oder unbewusst) verhängten Reflexionsstopp im Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Wissens über Wirtschaft einzutauchen, um uns an seine eigentlichen Grenzen heranzutasten. Was soll tatsächlich in den ‚einfachen Erfahrungstatsachen‘ aufgesammelt sein, dass wir sie selbst nicht erkennen, sondern als unbegriffenen Grund aller Erkenntnis zu akzeptieren haben? Und müssen wir diese Grenze

tatsächlich als unüberwindliche Mauern für unser eigenes Denken und Handeln akzeptieren? Oder aber können wir uns doch entschließen, diese zu durchbrechen?

Erneut wende ich mich der Arbeit Schumpeters zu. An anderen als den bereits zitierten Stellen versucht auch er, an die ‚einfachen Erfahrungstatsachen' am Ausgangspunkt seiner Theorie heranzukommen und herauszufinden, „aus welcher Quelle die leitenden Gedanken entsprangen", um „ihren Urhebern gleichsam nachzufühlen" (Schumpeter 1998, 70). Schumpeters Art und Weise der Suche ist dabei die folgende, wie das Beispiel seiner Erforschung des Ausgangspunkts der Werttheorie deutlich macht: Er möchte Erfahrungstatsachen wie etwa den Preis durch *Beobachtung der Außenwelt* im Allgemeinen und durch die *Befragung von Personen* im Speziellen gewinnen (vgl. ebenda, 71). Doch zeigt sich schnell, dass Schumpeter keineswegs daran gelegen ist, tatsächlich mit realen Menschen in Kontakt zu treten und zu kommunizieren. Vielmehr trifft er *in seinem eigenen Geiste* bestimmte Annahmen *über* diese Menschen. So setzt er etwa voraus, „daß die befragten Wirtschaftssubjekte gegebenenfalls wirklich so und unter denselben oder ungefähr denselben Verhältnissen immer so handeln würden", obwohl er selbst weiß, dass dies nichts weiter als eine Annahme, ja eine „Fiktion" darstellt (vgl. ebenda).

Jeder Ökonom kennt diese Vorgehensweise zur Genüge: Um der Außenwelt bestimmte, ‚gewünschte' oder ‚passende' Informationen abzuringen, soll er immer schon auf eine bestimmte Weise auf diese Welt zugehen. Warum will Schumpeter als externer Beobachter allein Preise zur Kenntnis nehmen? Warum meint er, Menschen allein nach Quantitäten an Gütern befragen zu müssen? Und warum führt er am Ende diese Befragung noch nicht einmal aus, sondern gibt sich selbst seine eigenen Antworten? Allein diese Fragen deuten darauf hin, dass für unsere Suche nach den eigentlichen Gründen für den Reflexionsstopp der Ökonomie bei der objektiven Schule der Ökonomie, für die ich hier Schumpeter stellvertretend nenne, nur ein geringer Erkenntnisgewinn zu erwarten ist. Denn sie versucht, den Voraussetzungsboden ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis durch den Hinweis auf eine (objektive) Außenwelt zu begründen. Doch erweist sich diese Welt am Ende als eine im eigenen Bewusstsein immer schon (vor)konstruierte, die selbst wiederum nicht weiter erklärbar scheint. Schumpeter bleibt so nur folgendes Zugeständnis: Ein auf seinem Wege gewonnenes Erkenntnisprinzip sei „eine hypothetische Funktion, an sich unreell und prinzipiell willkürlich, zu der wir aber durch Tatsachenbeobachtung veranlasst werden" (ebenda, 73).

Friedrich von Wieser, ein weiterer Vertreter der österreichischen Schule der Nationalökonomie, benennt hier klar die sichtbar werdende Problematik, die den objektiven Schulen der Ökonomie inhärent ist. Hinsichtlich der ‚objektiven Erkenntnisgrundlage' der ökonomischen Theorie macht er in Bezug auf Schumpeters Standpunkt deutlich:

> „Schumpeter will der inneren Beobachtung entgehen und wählt daher das Auskunftsmittel seiner auf äußere Tatsachen gestützten ‚Hypothesen'. Dabei übersieht er, daß … er den ganzen Inhalt seiner ‚Hypothesen' der inneren Beobachtung verdankt,

> weil ihm unser System von Annahmen, welches aus der inneren Erfahrung aufgebaut ist, den Stoff dazu gibt; er wäre hilflos, wäre er bloß auf seine äußere Beobachtung angewiesen." (von Wieser 1929, 25)

Und weiter:

> „Kein Theoretiker kann sich seines praktischen Bewusstseins entäußern, immer wird ihn bei seinen Spekulationen die Rücksicht auf den praktisch vertrauten Sinn mitleiten; sie wird ihm die Richtung seiner Forschung eingeben, sie wird ihn dort, wo er dem praktisch vertrauten Sinne nahe kommt, durch die Vorstellung ermuntern, daß er auf dem richtigen Wege sei, sie wird ihn dort zur Vorsicht mahnen, wo er in die Gefahr gerät, sinnlos oder widersinnig zu werden." (ebenda, 25f.)

Von Wieser gibt also zu bedenken, dass die „einfachen Erfahrungstatsachen" der Wirtschaft, wie der Tausch und die Geldverwendung, nicht unmittelbar in der uns umgebenden Welt vorliegen; so, als würden sie lediglich darauf warten, vom Wissenschaftler entdeckt und beobachtet zu werden. Vielmehr sind sie Voraussetzung des Bewusstseins des Wissenschaftlers selbst; sie geben letzterem Richtung und Gestalt.

Diese Einsicht bedarf genauerer Ausführungen. Wichtig ist dabei zunächst, dass jenes ‚praktische Bewusstsein' nicht lediglich mit individuellen, sondern unmittelbar mit *allgemeinen Erfahrungen* in Verbindung steht. Von Wieser spricht explizit von einem

> „Bewußtsein der wirtschaftenden Menschen mit seinem Schatz an *allgemeiner* Erfahrung, d.h. jener Erfahrung, die *jeder* Praktiker besitzt und die daher auch *jede*r Theoretiker als Praktiker in sich bereit findet, ohne daß er sie erst mit besonderen wissenschaftlichen Methoden zu sammeln brauchte." (ebenda, 16)

Genauer gesagt, geht es um die Erfahrungen *jedes wirtschaftlich tätigen* Menschen:

> "A fund of experiences that are the *common possessions of all who practice economy*. These are experiences that every theorist already finds within himself without first having to resort to special scientific procedures."[2]

Von Wieser weist hier gleichsam auf eine Schichtung des menschlichen Bewusstseins hin: Als Individuen bilden wir unsere bewussten Vorstellungen stets auf einer Art gemeinschaftlichem Boden; auf ihm gewinnen wir unser explizites Wissen (einschließlich der wissenschaftlichen Kenntnisse). Dieser Boden nun, so macht von Wieser weiterhin deutlich, stellt keineswegs allein einen Fundus theoretischer Konzepte dar. Auch ist er praktischer Natur: Der „Schatz der allgemeinen Erfahrungen" in der Tiefe all unserer alltäglichen und wissenschaftlichen Vorstellungen wird entscheidend durch unsere Art, in der Welt zu handeln, und damit immer auch durch unsere Formen des Zusammenlebens mit anderen Menschen geprägt. Erfahrung, so wird mit Blick auf von Wieser deutlich, meint also gerade nichts empirisch Beobachtbares; sie liegt solchen Beobachtungen vielmehr voraus: Sie bestimmt, wie wir beobachten, und determiniert die Richtung unseres Erkenntnisinteresses. Ludwig von Mises, Schüler von Wiesers, formuliert es so:

---

2 von Wieser zitiert in von Mises 2003, 23, meine Hervorhebung.

> "Clearly, this is not experience in the sense of empirical sciences, but the very opposite: it is that which logically precedes experience and is, indeed, a condition and presupposition of every experience." (von Mises 2003, 24)

Hier wird deutlich, dass uns jene Erfahrungen, die wir als tätige Wirtschaftssubjekte gemeinsam machen, als wissenschaftlich reflektierende Subjekte normalerweise nicht zu Gesicht kommen, sondern uns und unsere Wahrnehmung umgekehrt prägen. Folglich könnten wir eine tiefere Kenntnis dieser Erfahrungen nur erlangen, wenn wir gleichsam ‚jenseits' unseres individuellen Bewusstseins denken lernen, um in dessen Tiefe jene allgemein prägenden Einflüsse unseres gemeinsamen wirtschaftlichen Handelns aufzuspüren.

> „Schumpeter will die wirtschaftlichen Tatsachen nur von außen beobachten, geradeso wie die Naturforscher die Erscheinungen; die psychologische Methode dagegen beobachtet sie vor allem vom Innern des Bewusstseins aus. [...] Sie [die psychologische Methode, SG] findet im Schatze der gemeinen wirtschaftlichen Erfahrung alle wichtigen Tatsachen der Wirtschaft aufgesammelt, und warum sollte sie diese nicht hier an der Quelle fassen?" (von Wieser 1929, 17)

Die „einfachen Erfahrungstatsachen" werden hier nicht mehr als Gegenstand, sondern als Voraussetzung des individuellen Bewusstseins verortet. Dabei gilt, wie gesagt, dass sie nicht individuell-isolierte, sondern allgemein-gewöhnliche Erfahrung der vielen Menschen darstellen. Doch wie genau diese Erfahrung selbst erkennbar sein soll, darauf gibt von Wieser keine Antwort. Dies Schweigen stellt weder einen Zufall noch ein einfaches Übersehen dar: Von Wieser *will* eine solche Antwort nicht geben. Denn exakt an der Grenze zwischen individuellem (Oberflächen)Bewusstsein und allgemeiner Erfahrung zieht er eine scharfe Grenze menschlicher Wahrnehmungsfähigkeit. Kurz gesagt, sollen wir jene Erfahrungen, die jeder wirtschaftende Praktiker besitzt, zum Ausgangspunkt all unseres bewussten Nachdenkens (in Theorie und Praxis) erheben, zugleich aber akzeptieren, sie selbst *niemals* erkennen zu können. Die psychologische Methode...

> „findet im Schatze der gemeinen wirtschaftlichen Erfahrung alle wichtigen Tatsachen der Wirtschaft aufgesammelt, und warum sollte sie dieses nicht hier an der Quelle fassen? Sie findet, daß gewisse Akte im Bewußtsein mit dem Gefühle der Notwendigkeit vollzogen werden, und warum sollte sie sich erst bemühen, durch lange Induktionsreihen ein Gesetz festzustellen, während jeder in sich selbst die Stimme des Gesetzes deutlich vernimmt? [...] Auf die Frage nach dem letzten Warum, auf die Frage, wie es kommt, daß ich denke und nach gewissen Regeln denke, werde ich mir im letzten Grunde mit Lichtenberg antworten müssen, ‚es denkt'. Das Bewußtsein arbeitet unbewußt und kann sich keine Rechenschaft darüber geben, warum die Tatsachen in ihm hervortreten und verschwinden, es gibt noch ein Etwas unter der Schwelle des Bewußtseins, wovon dieses abhängig ist, das wir nicht beherrschen und das unserem Sinn so fremd ist wie die äußere Natur." (ebenda, 17f.)

Auch von Mises kennt und verteidigt diesen Reflexionsstopp vehement. Er spricht von einem „praxeologischen Apriori" und meint damit jene „praktischen Aspekte des Denkens", die dem menschlichen Geist als unveränderliche und unhinterfragbare Grundlage dienen sollen:

> „After all, it is quite supererogatory to waste time upon controversies concerning the a priori. Nobody denies or could deny that no human reasoning and no human search for knowledge could dispense with what these a priori concepts, categories and propositions tell us. No quibbling can in the least affect the fundamental role played by

> the category of action for all the problems of the science of man, for praxeology, for economics, and for history.“ (von Mises 2003, 16)

4 Der eigentliche Ort des ökonomischen Denkgefängnisses

Ich wende mich nun Alfred Sohn-Rethel, einem Denker der marxistischen Tradition, zu. Ich unternehme dies in der Absicht, noch tiefer in den Grund dieses Reflexionsstopps, den die Exponenten der Österreichischen Schule über unser Denken verhängen wollen, vorzudringen. Auch Sohn-Rethel meint zunächst, unser alltäglicher Verstand sei nicht in der Lage, seine eigenen Voraussetzungen und Grundlagen zu reflektieren: „Die Menschen wissen nicht, woher die Formen ihres Denkens stammen und wie sie überhaupt in den Besitz solcher Formen gekommen sein können. Ihr Denken ist von seiner Basis abgeschnitten.“ (Sohn-Rethel 1972, 57) Dieses gilt auch und gerade für die Wissenschaft. Auch sie beruht stillschweigend auf Alltagserfahrungen, ohne um ihre Grundlage zu wissen. Die bloße Verstandestätigkeit, wie sie die reine Wirtschaftswissenschaft prägt, bildet sich in vollkommener Blindheit gegenüber ihrer Genesis aus (vgl. etwa ebenda, 121) Statt unserem Alltagsverstand zu helfen, sich über sich selbst und seine Ursprünge aufzuklären, akzeptiert sie dessen ungedachtes Fundament als ihre eigene Basis, ohne um es selbst ausdrücklich zu wissen. Sie vollzieht eine „Entfremdung einer Entfremdung, eine Entfremdung der zweiten oder höheren Potenz“ (ebenda, 17): Der Wissenschaftler erweist sich als „über sich selbst und seine Bedingtheit blindgeboren. Es ist eine haargenaue Beschreibung der Sachlage zu sagen, dass er an seiner Wurzel durch diese Wurzel von ihr abgeschnitten sei“ (ebenda).

Die Ökonomie als Wissenschaft will heutzutage ‚echte‘ Wissenschaft nach dem Vorbild der reinen Mathematik und Naturwissenschaft sein, um das gesellschaftliche Leben in mathematischen Formeln zu erfassen und damit berechenbar und vorhersehbar zu machen. Schon bei Schumpeter und Walras sahen wir, dass sie hierfür notwendig von einer Erfahrungswelt ausgehen muss, in der alles immer schon in reinen Quantitäten erfasst und mit Preisen versehen ist. Sohn-Rethel aber gibt sich mit einer solchen allgemeinen und vagen Erklärung des Fundaments wissenschaftlicher Erklärung nicht zufrieden. Im Gegenteil fordert er eine tatsächliche Ursprungserklärung wissenschaftlicher Erkenntnisformen und ihrer Entwicklung (vgl. Sohn-Rethel 1990, 40ff.).

Einen wichtigen Begriff stellt für ihn dabei die „gesellschaftliche Synthesis“ dar:

> „Unter diesem Begriff [...] verstehen wir die Funktion, die in verschiedenen Geschichtsepochen den Daseinszusammenhang der Menschen zu einer lebensfähigen Gemeinschaft vermittelt. Wie die gesellschaftlichen Formen sich entwickeln und wandeln, so auch die Synthesis, die das Mannigfaltige der darin gegebenen arbeitsteiligen Abhängigkeiten der Menschen voneinander zu einem lebensfähigen Ganzen zusammenhält.“ (Sohn-Rethel 1972, 19)

Doch worin besteht dieser Daseinszusammenhang? Bei Sohn-Rethel wird deutlich, dass wir durchaus mehr Einsichten in diesen Zusammenhang gewinnen können, als uns von Wieser und von Mises zugestehen: Im Rahmen einer phänomenologischen Beschreibung unserer alltäglichen Tauscherfahrungen können wir den Voraussetzungen unseres Bewusstseins von Quantitäten an Gütern und ihres Besitzes tatsächlich näher auf die Spur zu kommen.

Eine solche Beschreibung vermag, so wird bei Sohn-Rethel deutlich, unsere Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass diese Voraussetzungen auf einer starken Form der Abstraktion beruhen, die nicht wissenschaftlicher, sondern *alltäglicher* Natur ist, insofern wir sie beständig in unserem gewöhnlichen wirtschaftlichen Handeln vollziehen. Zu abstrahieren heißt wesentlich, von Dingen oder Prozessen abzusehen und sie als unwichtig oder unwesentlich auszublenden. In Tauschhandlungen, so Sohn-Rethel, gilt nun, dass die Abstraktion „nicht denkerzeugt ist, ihren Ursprung nicht im Denken der Menschen hat, sondern in ihrem Tun“ (ebenda, 41). Sie wird *handelnd* in der alltäglichen Praxis vollzogen. In diesem Sinne spricht Sohn-Rethel von der Tauschabstraktion als einer *Realabstraktion*, die allen weiteren (reinen) Denkabstraktionen der Wirtschaftswissenschaft zugrunde liegt (vgl. ebenda, 38f.).

Diese Realabstraktion besteht darin, dass wir es gewohnt sind, aus Tauschhandlungen alle Formen von Gebrauchshandlungen auszuschließen. Wie selbstverständlich trennen wir in unserem Alltag den Tausch vom Gebrauch – und dies sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Hinsicht:

> „Auf dem Markt, in den Läden, Schaufenstern etc. stehen die Waren still, bereit für eine einzige Art der Handlung, d.h. ihren Austausch. Eine zu einem definitiven Preis ausgezeichnete Ware z.B. unterliegt der Fiktion vollständiger materieller Unveränderlichkeit, und dies nicht nur von seiten menschlicher Hände. Selbst von der Natur wird angenommen, dass sie gleichsam im Warenkörper ihren Atem anhält, solange der Preis der gleiche bleiben soll. Der Grund ist, dass die Tauschhandlung nur den gesellschaftlichen Status der Waren verändert, ihren Status als Eigentum ihrer Besitzer, und um diese gesellschaftliche Veränderung ordnungsgemäß und nach den ihr eigenen Regeln vollziehen zu können, müssen die Waren von allen gleichzeitigen physischen Änderungen ausgenommen bleiben oder doch dafür angesehen werden können, dass sie materiell unverändert bleiben.“ (ebenda, 48)

Zu tauschen meint, von allen Merkmalen des möglichen tätigen Gebrauchs zu abstrahieren, d.h. abzusehen. Dabei handelt es sich tatsächlich um eine real vollzogene, also tätige Abstraktion. Im Tausch selbst als zwischenmenschlicher Tätigkeit...

> „muss ein Vakuum an aller physischen und geistigen Lebenstätigkeit der Menschen hergestellt werden, damit in diesem Vakuum ihr Zusammenhang zu einer Gesellschaft Platz greift. Warenaustausch ist Vergesellschaftung rein als solche, durch eine Handlung, die nur diesen einen, von allem übrigen gesonderten Inhalt hat.“ (ebenda)

In seiner eigenen, rein privaten Gedankenwelt mag sich jeder Einzelne den Gebrauch einer Ware und den Nutzen, den er daraus ziehen kann, vorstellen können. Doch ist diese individuelle Imagination vom konkreten wirtschaftlichen Handeln der Vielen getrennt, da die Praxis des Ingebrauchnehmens aus der

öffentlichen Sphäre der Wirtschaft, genauer gesagt des Marktes, verbannt ist. Sie stellt nicht den Daseinszusammenhang dar, der die Menschen zu einer lebensfähigen Gemeinschaft vermittelt.

> „Im Markt bleibt der Gebrauch der Dinge für die Interessenten ‚bloße Vorstellung'. Mit der Herausbildung des Marktwesens trennt sich die Imagination vom Tun des Menschen und individualisiert sich nach und nach zu ihrem Privatbewusstsein." (ebenda, 48f.)

Darüber hinaus scheint es uns in der heutigen Marktwirtschaft selbstverständlich geworden, dass wir im Tausch nur gelten lassen, ob etwas „mein – also nicht dein; dein – also nicht mein" (ebenda, 66) ist. Lediglich bloße Besitzverhältnisse vermögen wir als allgemeingültig anzuerkennen, während alles andere (Bedürfnisse, Empfindungen, Gedanken etc.) „zu monadologisch oder solipsistisch unvergleichbaren Realitäten für die Tauschpartner einander gegenüber" verkommt (ebenda). Im Tausch können wir lediglich reine Besitzveränderungen wechselseitig erkennen und anerkennen; darüber hinaus lassen sich keine gemeinsamen Kenntnisse oder Übereinkünfte erzielen (vgl. ebenda, 74). Genauer gesagt, ist den vielen Menschen lediglich die „Gleichsetzung der Warenposten durch den Tauschvollzug" gemein:

> „Nicht für die tauschenden Warenbesitzer subjektiv, sondern zwischen ihnen objektiv gelten die getauschten Warenposten als gleich. Die Gleichheit ist impliziert in der beiderseitigen Anerkennung der Transaktion als ‚Tausch', nämlich als jene Besitzveränderung, welche den Eigentumsstand eines jeden unversehrt lässt." (ebenda)

Doch wie vollbringen wir, die wir im Tausch ansonsten vollkommen voneinander isoliert sind, diese Gleichsetzung? Sohn-Rethel merkt zu Recht an, dass die Waren nicht einfach gleich sind, sondern im Tausch gleichgesetzt *werden*. (Vgl. Ebenda) Die Gleichheit gilt es also nicht einfach nur zu entdecken; wir müssen sie aktiv herstellen – und zwar, wie gesagt, ohne auf irgendwelche konkreten (Gebrauchs)Eigenschaften der Ware Bezug nehmen zu können. Anders formuliert, müssen wir Gleichheit angesichts „der Tatsache des Nichtgeschehens von Gebrauchshandlungen während der Zeit und an dem Ort, wo der Tausch statthat" (Ebenda, 50) herstellen. Dies aber ist nur möglich, wenn im Tausch eine weitere Abstraktion real vollzogen wird, nämlich „die Abstraktion der zum Tausch stehenden Warenmengen zu abstrakten Quantitäten nur als solchen" (ebenda, 50).

> „Die Waren werden in einer bestimmten gebrauchsmäßigen Mengenbestimmung zu Markt gebracht, nach Gewicht oder in Stückzahl oder Mengeneinheiten, nach Volumen, Gradmaßen etc. Die Tauschgleichung löscht diese zum Gebrauchswert gehörigen, untereinander nicht vergleichbaren Mengenbestimmungen aus. Sie ersetzt diese benannten Quantitäten durch eine unbenannte, die nichts mehr als Quantität schlechthin ist, unbezogen auf jegliche Art von Qualität. Diese Quantität an sich oder in abstracto ist wie die Tauschgleichung, aus der sie entspringt, relationaler Natur und *haftet* wiederum wie die Tauschgleichung am *Akt des Tauschvollzugs.*" (ebenda, Hervorhebung im Original)

Im Akt des Tausches machen wir alles in der Welt untereinander vergleichbar – auch und gerade, wenn es keinerlei inhaltliche Bezüge zueinander aufweist. Wir tun dies, indem wir alles an einem Maßstab messen. Dabei aber sprechen wir diesem Maßstab insgeheim keinerlei qualitative Eigenschaft mehr zu. Er vermag nichts

anderes als reine Quantität, bloßes Zahlenkontinuum zu sein. Äpfel und Schokolade sind nicht ‚von Natur aus' rein quantitativ gleich. Sie können nur dazu *gemacht* werden, wenn sie von allen am Tausch Beteiligten auf gleiche Weise auf ein Drittes, eben den rein quantitativen Maßstab bezogen werden. Auch sind sie nicht gleich, weil ihnen etwa der gleiche Gebrauchswert oder ein im qualitativen Sinne gleicher Produktionswert anhaftete. Sie sind es allein, insofern sich die vielen darauf einigen, den gleichen Zahlenwert über sie auszusagen. Das *Worin*, in dem dabei gemessen wird, bleibt der Aufmerksamkeit dabei auf merkwürdige Weise entzogen. Es *muss* – für alle einheitlich – über die Eigenschaft verfügen, rein quantitativ zu sein. Wie aber soll dies vorstellbar sein? Sohn-Rethels entscheidender Punkt, so scheint mir, ist, dass unser Bewusstsein auf diese Frage keine Antwort finden kann, und zwar aus *systematischen* Gründen. Das rein quantitative Maßnehmen fordert von uns allen einheitlich alles inhaltlich-qualitative Denken zum Verschwinden zu bringen. Aber an die Stelle dieses Denkens vermag, im wahrsten Wortsinn, *nichts* zu treten. Vielmehr gerät uns dieses blinde und inhaltsleere Maßnehmen selbst zur Quelle allen Denkens, ohne selbst je gedacht zu werden. Weder unserem wissenschaftlichen noch unserem alltäglichen Verstand gelingt es, in einem Sinne denkerisch tätig zu werden, dass wir das Maßnehmen als die uns allen gemeinsame Realabstraktion selbst durchdringen und verstehen lernten.

Stattdessen bleibt unser Bewusstsein vollständig absorbiert in seinen je eigenen, subjektiven Vorstellungen von der Ware. Unserem gemeinsamen, konkreten und zugleich real-abstrakten Tun, eben dem Tausch, wissen wir keinerlei Aufmerksamkeit zu schenken. Wie wir diesen tätig vollziehen – als reinen Austausch bloßer Besitzverhältnisse, dem keinerlei praktischer Umgang mit der Ware mehr anlastet –, bleibt uns meistens verborgen. Anders gesagt, handeln wir für gewöhnlich zwar gemeinsam im Tausch und vergesellschaften uns so, aber um diese Form gesellschaftlicher Synthesis wissen wir nichts. Sie bestimmt unser Bewusstsein von der Welt, ist dessen (lebendige) Quelle, kann aber zugleich selbst nicht gedacht werden.

> „Die Realabstraktion erwächst einzig und allein im zwischenmenschlichen Verhältnis zweier Warenbesitzer und eignet ausschließlich ihren Austauschakten miteinander. Sie spielt nichts für einen der Warenbesitzer für sich allein genommen und existiert überhaupt nicht für und bei einem einzelnen Individuum und also auch nicht etwa für einen Robinson Crusoe im Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur. Will man hier den Begriff des Subjektes verwenden, so muß die Realabstraktion als Charakteristikum eines bestimmten Aktionsverhältnisses zwischen zwei Subjekten bezeichnet werden, und zwar nur auf ihre Handlungen zutreffend, wie sie hinter ihrem Rücken und außerhalb ihres Bewusstseins in reiner raumzeitlicher Tatsächlichkeit vor sich geht." (Sohn-Rethel 1990, 37)

Normalerweise wissen wir nichts über unseren vollkommen abstrakten Umgang miteinander, weil wir unsere Tauschhandlungen im Sinne raumzeitlicher Tätigkeit nicht denkend zu begleiten vermögen. Unser Verstand setzt erst ein, wenn wir die Realabstraktion in eine Denkabstraktion überführt und begrifflich erfasst haben.

> „Die Vergesellschaftung kann hier nur unbemerkt erfolgen. Bewußtsein von ihr würde eine mit der Tauschhandlung unvereinbare Reflexion erfordern; die Beobachtung des Vergesellschaftungsvorgangs würde dem Vorgang selbst den Faden durchschneiden. Das Nicht-Gewußtsein der Realität liegt im Wesen ihrer. Die Tatsächlichkeit ihrer Vergesellschaftung aber kommt zu den Menschen zurück post festum, in der ‚verdinglichten Gestalt' der Tauschobjekte als ‚Werte'". (Sohn-Rethel 1972, 119)

Exakt an dieser Stelle können wir dem Geheimnis des Geldes auf die Spur kommen. Sein Begriff verweist zwar in gewissem Sinne auf den tätigen Vollzug im Grunde unseres Bewusstseins, doch kann er uns niemals befähigen, diesen Vollzug in seiner eigentlichen Dynamik und genuin zwischenmenschlichen Charakteristik zu erfassen.

> „Wenn aber die Umsetzung der Realabstraktion in die Denkabstraktion entsprechender Begriffe vor sich gegangen ist, so ist dieser zwischenmenschliche Ursprungscharakter der Abstraktion für das Bewußtsein ausgelöscht, und an seine Stelle ist die Relation des Bewußtseins als jeweils einzelnes zu den abstrakten Formcharakteren der Dinggestalt des Geldes, also die für die Verstandestätigkeit allgemein verbindliche Subjekt-Objekt-Relation getreten." (Sohn-Rethel 1990, 37)

So sind wir es gewohnt, im Tausch sämtliche Dinge und Prozesse auf reine Quantität zu reduzieren. Auf diese Weise kommt uns alles, was ist, als je schon Gemessenes zu Bewusstsein. Doch der Maßstab, genauer gesagt das konstante Maßnehmen selbst, entzieht sich aller Beschreibbarkeit. Kein quantitatives Bewusstsein kann dieses Maßnehmen begreifen oder beschreiben, eben weil es dieses immer schon voraussetzt, aber nicht zu erklären vermag. Und auch von jeglichem qualitativen Standpunkt aus gesehen ist es ein Nichts, rein negative Leere, eben weil es die Abstraktion von jeglichen konkreten Inhalten immer schon voraussetzt. Auf diese Weise sorgt der Tausch

> „selbst für seine Blindheit als gesellschaftlich-synthetischer Verkehrsform. Der Tausch geschieht nur kraft des praktischen Solipsismus der Tauschenden, der die Vergesellschaftung, die sie darin begehen, ihrer möglichen Einsicht entzieht." (Sohn-Rethel 1972, 71)

Als Tauschende ist uns einzig gemein, beständig Maß zu nehmen, ohne doch zu wissen, worin diese Aktivität tatsächlich begründet ist. Auf diese Weise gerät das Maßnehmen zum Ausgangspunkt und zur Quelle aller zwischenmenschlichen und individuellen Daseinszusammenhänge. Als solches aber ist es Voraussetzung, niemals aber Gegenstand zwischenmenschlicher Verständigung.

Selbstverständlich ist dies Maßnehmen kein Ding, sondern Handlung – und doch nimmt es „dingliche Gestalt an im Geld", wie Sohn-Rethel sagt. Dabei verbirgt diese Gestalt mehr, als dass sie erklärt. Sie suggeriert, wir könnten wissen, was die ‚Natur' oder das ‚Wesen' der vollkommen abstrakten Tauschhandlung sei, weil wir einen Schein oder eine Münze in den Händen halten oder einen Betrag auf unserem Konto in Euro oder Dollar verzeichnen können. Doch stellt dies lediglich eine Täuschung dar. Solange wir Geld als etwas Konkret-Begriffliches verstehen, bleiben wir blind gegenüber dem eigentlichen Vollzugscharakter unseres gemeinsamen quantitativen Maßnehmens am Boden aller wirtschaftlichen Erfahrungen. Es gilt: „Die Handlungen bewirken eine Vergesellschaftung, von der die Handelnden in

dem Augenblick, da sie geschieht, nichts wissen“ (ebenda, 73). Zugleich, so Sohn-Rethel, geschieht eine „Übertragung des menschlichen Bewusstseins auf die Waren und die Ausstattung des menschlichen Hirns mit Warenbegriffen“ (ebenda, 53):

> „Sie (die Warenbesitzer, SG) wissen überhaupt nichts aus sich, wie sie sich zu verhalten haben, sie müssen es sich von den Waren sagen lassen. Sie müssen auf die Preise der Waren achten, sie mit anderen vergleichen, ihre Schwankungen verfolgen. Erst mit dieser Warensprache im Bewusstsein werden die Warenbesitzer zu rationalen Wesen, die ihres Tuns mächtig sind und erreichen können, was sie wollen. Ohne diese Sprache wären die Menschen in ihrer eigenen Warengesellschaft verloren wie im verzauberten Wald.“ (Ebenda)

Selbst das Geld kommt in dieser Sprache nicht einmal mehr explizit vor. Der menschliche Geist reduziert sich auf ein reines Bewusstsein-von, das sich auf die Dinge als Waren bezieht und den gesellschaftlichen Zusammenhalt als ein Diktat der Preise versteht. Jedem Einzelnen scheint es, als träten ihm beide, Waren und Preise, objektiv gegenüber. Zugleich muss er sich als vollkommen vereinzelt begreifen, da er um den ursprünglich gemeinschaftlichen Boden im Vollzug des Tausches nichts wissen kann.

5 Ausbruch aus dem Denkgefängnis

Können wir dem ökonomischen Gefängnis entrinnen? In diesem abschließenden Abschnitt wende ich mich dieser Ausgangsfrage meines Beitrags erneut zu. Meines Erachtens hat uns die Auseinandersetzung mit Sohn-Rethel einem Verständnis der tatsächlichen Art und Weise dieses Gefängnisses ein gutes Stück näher bringen können: Seine Mauern bestehen darin, dass wir die „Ursprungsrelation der Tauschabstraktion als einer zwischen den Tauschenden“ selbst zwar tagtäglich handelnd vollziehen, sie aber denkend nicht einzuholen vermögen. Unser Denken setzt gleichsam immer schon zu spät ein, und zwar zu einem Zeitpunkt, in dem wir die genannte Ursprungsrelation gedanklich „in die Relation der einzelnen Warenbesitzer zum Geld, zu ihrem Geld, das sie ausgeben, oder dem Geld anderer, von denen sie es einnehmen“ (Sohn-Rethel 1990, 38) gewandelt haben. Allgemeiner gesagt, liegt das Problem darin, dass wir bislang keine Tür dahingehend aufstoßen konnten, eine Denkfähigkeit zu entwickeln, die unser tägliches, genuin zwischenmenschliches Handeln aktiv zu begleiten vermag, anstatt es lediglich zu verobjektivieren. Unser Denken blieb bislang auf ein bloßes Bewusstsein-von reduziert, das alle wirtschaftlichen Prozesse notwendig vergegenständlicht und dadurch ihres dynamischen und wandelbaren Charakters beraubt. Nochmals Sohn-Rethel:

> „Es muß verstanden werden, daß die Selbständigkeit des abstrakten Intellekts in seiner begrifflichen Tätigkeit damit verknüpft ist, daß für ihn im Akt seiner genetischen Konstituierung jeglicher Zusammenhang mit seiner Genesis durchschnitten ist. Der Akt seiner Konstituierung ist in einem der Akt seiner Entfremdung, in welchem er jedweden Merkmals seiner Herkunft und geschichtlichen Natur verlustig geht, *und* der Akt worin er das Vermögen der Selbständigkeit erlangt, sich nach einer ihm als seiner ‚Logik‘ angehörigen normativen Natur zu bewegen.“ (ebenda, 39, Hervorhebung im Original)

Positiv formuliert, können wir aus dieser Einsicht eine weitergehende Frage gewinnen: Können wir Menschen eine Erkenntnisfähigkeit entwickeln, die es uns erlaubt, die Vollzüge unseres wirtschaftlichen Zusammenlebens denkerisch zu begleiten und so an ihrer lebendigen Quelle schöpferisch zu fassen? Oder anders gefragt: Ließe sich eine Erkenntnisfähigkeit ausbilden, die eine Mitwisserschaft um die eigenen konkreten Lebensvollzüge, in denen wir stets aufeinander bezogen sind, beinhaltet – und zwar auf eine Weise, die sie nicht einfach nur objektiviert, sondern ihren schöpferischen Wandel erlaubt? Können sich, noch anders gefragt, unser Denken und Handeln produktiv verbinden – jenseits eines irgendwie gearteten ‚rein abstrakten Denkens' auf der einen und einem ebenfalls irgendwie gearteten bewusst- und geistlosen Verhalten auf der anderen Seite?

Sohn-Rethel spricht von der Notwendigkeit einer „Einheit von Geistes- und Handarbeit" bzw. dem „Verschwinden ihrer Scheidung". Doch wie soll sich diese vollziehen? Meines Wissens nach vermag dies bei Sohn- Rethel nicht so recht deutlich zu werden. Vielmehr hält sich seine Untersuchung, wie er selbst schreibt, „methodisch auf der Linie, auf der in einer *künftigen* Gesellschaft die Einheit von Kopf und Hand herstellbar sein mag." (Sohn-Rethel 1972, 45). Eine schöpferische Alternative, die wir in der *Gegenwart*, im konkreten Hier und Jetzt ergreifen können, lässt sich hingegen nicht so recht entdecken. Nichtsdestotrotz vermag Sohn-Rethel präzise zu beschreiben, was mit einer solchen Alternative unmittelbar auf dem Spiel steht: Sollten wir tatsächlich fähig werden, unsere Aufmerksamkeit als Tauschende auf die Realabstraktion des Tausches selbst zu richten, so stürzte diese Form des Daseinszusammenhangs unmittelbar zusammen:

„Wäre nämlich die Aufmerksamkeit der Tauschenden auf die Tauschabstraktion gerichtet, so könnte ihre Aktivität gar kein Warenhandel sein, und die Abstraktion fände gar nicht statt" (Sohn-Rethel 1990, 38). An die Stelle rein unbewussten Maßnehmens auf der Grundlage eines denkerisch unerkennbaren, weil rein quantitativen Maßes ohne jeglichen Inhalt träte etwas vollkommen anderes: ein aktives, gemeinsames Ringen um das richtige, dem jeweiligen Kontext angemessene Maß inmitten konkreter Handlungsvollzüge. Anders: Der Ausbruch aus dem Denkgefängnis der Ökonomie, sollte er uns gelingen, bedeutete nicht, den rein abstrakten Tausch irgendwie besser zu verstehen oder ihn in diesem oder jenem Teil zu reformieren. Es hieße, ihn abzuschaffen.

Grundlegend für diesen tiefgreifenden Schritt wäre, (wieder) eine gemeinsame Sphäre des Denkens, der Verständigung und Kommunikation über den Wert der Dinge begründen zu können; eine Sphäre, die den aktiven Gebrauch dieser Dinge nicht ausschlösse, sondern sich in ihm und aus ihm ergäbe.

Ich möchte an dieser Stelle abschließend einen Sprung in die Philosophie wagen, um diese Einsicht noch ein wenig tiefer zu ergründen. Dabei habe ich nicht die Absicht, fertige Antworten zu präsentieren. Lediglich möchte ich eine Richtung andeuten, in der wir womöglich neue Formen der Freiheit im Denken und Handeln

begründen können. Dieser Sprung führt mich zu Heinrich Barth und zu Michel de Certeau.

Zunächst vermag de Certeau, unseren weiteren Überlegungen eine wesentliche Richtung vorzugeben:

> „Dieses Ziel wäre erreicht, wenn die Alltagspraktiken oder alltäglichen ‚Handlungsweisen' nicht mehr als sich im Dunkeln verlierende Grundlage der gesellschaftlichen Tätigkeit angesehen werden würden und wenn es in einem Zusammenspiel von theoretischen Fragen, Methoden, Kategorien und Sichtweisen, welche in diese Finsternis eindringen, gelingen würde, das Dunkle zu artikulieren." (de Certeau 1988, 11)

Genauer gesagt, geht es darum, „die wissenschaftlichen Praktiken und Sprachen auf ihr Ursprungsland, also das *everyday life*, das alltägliche Leben zurückzuführen" (ebenda, 42). Wie aber soll dies möglich sein? Bei Heinrich Barth stoßen wir auf eine überraschende Möglichkeit, auch wenn er diese an einem Beispiel entfaltet, das unseren Überlegungen zunächst fernzustehen scheint: Man beobachte, so schreibt Barth, ein Pendel und versuche, daran die Pendelgesetze zu entwickeln. Stellen diese Gesetze nun eine unveränderliche Gegebenheit, einen Sachzwang dar? Ist es gewiss, wie diese Gesetze es vorgeben, dass das schwingende Pendel, nachdem es in seinem Tiefpunkt angekommen ist, wieder nach oben schwingt? Barths überraschende Antwort lautet:

> „Offenbar nicht! Es könnte ein physischer Faktor dazwischentreten. Doch bietet diese Möglichkeit hier kein Interesse. Es könnte aber auch sein, daß ich mich entschließe, das Pendel anzuhalten; also einen Eingriff in das gesetzmäßige Geschehen zu vollziehen; anstatt daß ‚ich zusehe', wie sich das Pendel bewegt. Es findet also eine Entscheidung zwischen zwei offenen Möglichkeiten der Zukunft statt." (zitiert in: Schwaetzer 2015, 79)

Für unser Thema können wir hieraus folgende Überlegung gewinnen: Solange wir, wie die Wirtschaftswissenschaft es vorzuschreiben versucht, die Welt der Wirtschaft nur beobachten und uns aufgrund dieser Beobachtung zu ihr bloß verhalten, solange müssen uns ihre Markt- und Preisgesetze als unveränderliche Sachzwänge erscheinen. Es ist, als seien wir auf merkwürdige Weise schon aus dem Prozess der Tauschhandlung selbst herausgetreten oder herausgefallen, der diese Gesetze zuallererst begründet. Es ist, als hätten wir uns immer schon dazu entschieden, diesem eigentlichen Tun passiv gegenüber zu stehen, und dies auf gänzlich unbewusste Weise.

> „Ein solches Heraustreten bedeutet nicht, dass der Prozess abgeschlossen ist, sondern dass der existentiell Erwägende keine Einsicht mehr in ihn hat. Durch das Heraustreten wird für den Erwägenden der Prozess der Erwägung zu einem, der sich ohne sein Zutun und Bewusstsein abspielt. Nicht der Prozess ist unterbrochen, sondern sein Beteiligtsein an demselben." (Barth zitiert in: Ebenda, 85)

Hier wird deutlich, dass der passiven Haltung gegenüber dem tätigen Vollzug der allgemeinen wirtschaftlichen Erfahrung in Wahrheit eine Entscheidung zugrunde liegt: Die Entscheidung, keinen Eingriff in diesen Vollzug unternehmen, sondern lediglich auf seiner Grundlage leben zu *wollen*. Zugleich macht Barth deutlich, dass diese Entscheidung unmittelbar Konsequenzen hat, und dies für die je eigene

existentielle Weise zu leben. Denn hier steht nicht die Frage an, ob die wirtschaftlichen Gesetze jenseits unseres Entschlusses, in sie einzugreifen oder nicht, irgendwo im Abstrakten weiter bestehen, sondern um die lebenspraktische und zugleich ethische Frage, inwieweit wir sie in *unserem* Leben gewähren lassen wollen. Dabei geht es in Fragen der Wirtschaft, offensichtlicher vielleicht als in Barths Beispiel des Pendels, nicht allein um einen individuellen, sondern um einen *gemeinsamen* Entschluss: Zur Frage steht, zu welcher Form des Zusammenlebens wir uns entschließen wollen; wohl wissend, dass dieser Entschluss das Potential hat, den Voraussetzungsboden des eigenen begrifflichen Intellekts, ja den gesamten Grund der eigenen Individualität radikal zu verändern. Denn hier steht der Entschluss an, nicht einfach nur eine Privatmeinung zu ändern, sondern dem Daseinszusammenhang des abstrakten Tausches, der uns für gewöhnlich zueinander gesellschaftlich vermittelt, selbst Einhalt zu gebieten und einen anderen ‚Schatz der allgemeinen Erfahrung' an seine Stelle treten zu lassen.

Was aber mag es in Bezug auf die Realabstraktion des Tausches konkret bedeuten, ‚das Pendel anzuhalten'? Welche ökonomischen ‚Gesetze' sollten wir tatsächlich in unserem Leben tätig außer Kraft setzen können? Meines Erachtens rühren diese Fragen auch und gerade an der Art und Weise des gemeinsamen Maßnehmens. Wie gesagt, stellt die Geldverwendung einen Prozess dar, in dem wir alles in der Welt rein quantitativ zu bemessen versuchen, und der so jeglichem qualitativ-inhaltlichen Vollzug unseres Denkens entzogen bleibt, ja entzogen bleiben muss. ‚Das Pendel anzuhalten' kann hier den Entschluss meinen, der vollständigen Abstraktion als einziger Form zwischenmenschlicher Kommunikation Einhalt zu gebieten und an die Stelle des passiven Zählens und Rechnens auf unbewusster Maßgrundlage wieder den aktiven Dialog und die Verständigung darüber treten zu lassen, warum und nach welchen Kriterien wir Dinge als „gleich" erachten und in Austausch bringen wollen. Es kann bedeuten, zwischenmenschliche Beziehungen zu begründen, in denen wir gemeinsam und situativ wieder über jene Maße bestimmen, die wir an die Welt und uns selbst anlegen wollen. Kurz: Es gibt uns Hinweise, (wieder) zu lernen, *gemeinsam Maß zu setzen* – und dies ganz konkret in den alltäglichen Vollzügen des Lebens.

Gewiss formuliere ich hier einen Anspruch an unser Denken. Doch lässt sich dieses, im Gegensatz zum abstrakt-begrifflichen Intellekt, nicht mehr von konkreten Handlungsvollzügen trennen. Im Gegenteil muss es mit diesen und aus diesen hervorgehen lernen. Wie Sohn-Rethel sagt, gründet die rein abstrakte Geldverwendung „in der bloßen Absentia eines Geschehens". Sie impliziert notwendig „das Nichtgeschehen von Gebrauch im Bereich des Austauschs, die Leere an Gebrauch und die Sterilität, die sich durch den Ort und die Zeit erstreckt, welche die Transaktion beansprucht" (Sohn-Rethel 1972, 50). ‚Das Pendel anzuhalten' meint – von der Seite des Handlungsvollzugs aus gesehen – schlicht das Gegenteil: Es geht um nicht mehr, aber auch nicht um weniger, als *die Dinge wieder in den Gebrauch zu nehmen – und zwar nicht einfach nur jeder für sich privat, sondern auf eine Art und Weise, dass dieser Gebrauch mit der Möglichkeit gemeinsamer*

Urteilsbildung, mit der zwischenmenschlichen Entscheidung über das je richtige und angemessene Maß, das wir in wirtschaftlichen Situationen gemeinsam gelten lassen wollen, zusammenfällt. Nochmals Barth:

> „Die menschliche Handlung baut sich nicht aus den beiden Teilmomenten einer theoretischen Erkenntnis der besten Möglichkeit und einem mechanischen, der ‚Ausführung' dienenden Geschehen. Der Akt des Vorziehens ist ein einziger Erkenntnisakt, der die praktische Aktualisierung in sich schließt." (zitiert in Schwaetzer 2015, 83)

„Denken und Tun bilden [hier] eine unzerlegbare Einheit" (Schwaetzer 2015, 83); eine Einheit die im rein abstrakten Tausch systematisch unmöglich ist.

Von de Certeau nun können wir lernen, dass diese Einheit keine ferne Illusion darstellt, sondern im Kleinen und Konkreten zu finden ist; in den unzählbaren Möglichkeiten des Alltags, das Gewohnte kreativ zu durchbrechen. Die Kunst des Widerstands gegen die herrschenden Gewohnheiten unseres wirtschaftlichen Lebens liegt weniger in bloßem Aktionismus einerseits oder der Erfindung großer Denksysteme andererseits, sondern genau in jenem „kreativem Vorgehen im Alltag", das die Wissenschaft so gerne übersieht, ja übersehen will. De Certeau betont dabei insbesondere das schöpferische In-Gebrauch-Nehmen der Dinge, „die zersplitterte, taktische und bastelnde Kreativität von Gruppen und Individuen", die „das Netz einer Antidisziplin" bilden (de Certeau 1988, 16).

> „Die wirkliche Ordnung der Dinge besteht genau in diesen ‚populären' Taktiken, die die Dinge zu ihren eigenen Zwecken umändern, ohne sich darüber Illusionen zu machen, daß sich in Kürze etwas ändern wird. Während diese Ordnung ansonsten von der herrschenden Macht ausgebeutet oder einfach vom ideologischen Diskurs geleugnet wird, spielt hier die Kunst mit ihr. In die Institution, der man dienen muß, dringen also ein Stil gesellschaftlicher Austauschformen, ein Stil technischer Erfindungen und ein Stil des moralischen Widerstandes ein, das heißt eine Ökonomie der Gabe (gegenseitige Großzügigkeit), eine Ästhetik von ‚Spielzügen' oder ‚Coups' (kunstvollen Operationen) und eine Ethik der Beharrlichkeit (tausend Arten und Weisen, der etablierten Ordnung den Status von Gesetzmäßigkeit, Vernünftigkeit oder Schicksalsergebenheit zu verweigern. Das wäre die ‚populäre Kultur', die alles andere als ein Fremdkörper ist, den man in Stücke zerlegen kann, um ihn auszustellen und der von einem System traktiert, mißhandelt und ‚zitiert' werden kann, das in seinen Objekten die Situationen verdoppelt, die es den Lebenden verordnet." (Ebenda, 73)

Are we entirely trapped? In der Suche auf eine Antwort finden wir bei de Certeau den Hinweis auf alltägliche Praktiken, die zwar die Gefahren einer immer totalitärer werdenden Gesellschaftsordnung nicht verharmlosen, ihnen wohl aber etwas entgegenzusetzen wissen, ja ihnen den Boden entziehen können. Tatsächlich vermögen diese Praktiken meines Erachtens einen Eingriff in die ‚Gesetze der Wirtschaft' darzustellen, eben weil sie uns die Möglichkeit des gestaltenden Beteiligtseins an deren eigentlichen Grundlagen bieten. Dabei sind diese Praktiken keineswegs stumm; Handeln und Denken, Erkenntnis und Aktualisierung bedingen hier einander, gehen auseinander und miteinander hervor. Sie „bringen eine ‚populäre' *ratio* ins Spiel, eine Art und Weise, das Denken auf das Handeln zu beziehen, eine Kombinationskunst, die untrennbar von einer Kunst im Ausnützen ist" (ebenda, 17, Hervorhebung im Original) Als solche entziehen sie sich jeglichem objektiv-wissenschaftlichen Zugriff, wie ihn Schumpeter zu fixieren versucht.

Zugleich liegen sie jenseits jeder Konzeption gegebener Individualität, wie wir sie bei von Mises und von Wieser kennengelernt haben. Denn in ihnen können wir uns als frei entdecken, den ‚Schatz allgemeiner Erfahrungen' im Hier und Jetzt, im alltäglichen Vollzug des Lebens nicht nur tätig erkennen, sondern aktiv gestalten.

Alles gemeinsame Feilschen, das sich der Sprache und nicht allein dem Rechnen bedient, jedes Ringen um gerechten Austausch, jede Kommunikation, die dem Gebrauch der Dinge erwächst; sie alle können die Mauern des Denkgefängnisses der Ökonomie brüchig werden lassen, wenn wir uns im Sinne Barths existentiell an ihnen zu beteiligen verstehen. Sie eröffnen Freiräume, denkend-handelnd und handelnd- denkend nicht nur anders, sondern *andere* zu werden.

Was aber haben die Wirtschaftswissenschaften mit diesen Freiräumen zu tun? Allgemein mit de Certeau gesagt, könnte ihre Aufgabe darin liegen, „die untergründigen Formen ans Licht zu bringen, welche die zersplitterte, taktische und bastelnde Kreativität von Individuen und Gruppen annimmt." (Ebenda, 16) Dieses Ans-Licht-Bringen aber nähme keineswegs nur beschreibenden Charakter an. Wissenschaft müsste vielmehr dazu befähigen, uns in unserem Alltag aus dem Denkgefängnis des abstrakten Tausches immer wieder aufs Neue tätig zu befreien. Gegenwärtig könnte der Mainstream der Wirtschaftswissenschaft nicht weiter von dieser Aufgabe entfernt sein. Denn sein gesamtes Lehrgebäude ruht auf den Mauern dieses Gefängnisses, ohne je die Fähigkeit zu vermitteln, das Licht der Erkenntnis auf diese Mauern scheinen zu lassen.

Literaturverzeichnis

Becker, Gary S. (1990): *The Economic Approach to Human Behavior,* Chicago: University of Chicago Press.

Brodbeck, Karl-Heinz (2009): *Die Herrschaft des Geldes. Darmstadt:* Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

de Certeau, Michel (1988): *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve Verlag.

Silja Graupe (2015): „Ökonomische Bildung". In: Spieker, Michael (Hg.): *Ökonomische Bildung – Zwischen Pluralismus und Lobbyismus.* Tutzinger Schriften zur Politischen Bildung, Band 8**,** Schwalbach: Wochenschau Verlag, 43-68.

Von Mises, Ludwig (2003): *Epistemological Problems of Economics*, Auburn: Ludwig von Mises Institute.

Samuelson, Paul/Nordhaus, William D. (2005): *Economics*, 18. Aufl. Boston, u.a.: McGraw-Hill Irwin.

Schumpeter, Joseph (1998): *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 3. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot.

Schwaetzer, Harald (2015): „Die Erwägung des Entschlusses". In: Graupe, Silja/Schwaetzer, Harald (Hg): Bildung gestalten, Akademische Aufgaben der Gegenwart*, Coincidentia*, Beiheft 5. Münster: Aschendorff, 75-99.

Sohn-Rethel, Alfred (1990): *Das Geld, die bare Münze des Apriori.* Berlin: Verlag Klaus Wagenbach.

Sohn-Rethel, Alfred (1972): *Geistige und körperliche Arbeit*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Walras, Léon (1954): *Elements of Pure Economics.* London und New York: Allen und Unwin.
von Wieser, F. (1929): *Gesammelte Abhandlungen.* Tübingen: Mohr.